

Michael Müller zum Gedächtnis

Von Othmar Hegelbacher, Bamberg

Am 16. Mai 1970, dem Samstag vor Pfingsten, ist Prälat Michael Müller, emeritierter Professor der Moralthologie und christlichen Sozialwissenschaften an der Theologischen Fakultät der Universität Würzburg, von uns gegangen. Er starb nach längerem Kranksein mit nahezu heiterer Gelassenheit, bis zuletzt in erstaunlicher Weise seiner Geisteskräfte mächtig. Am 24. Juni des vergangenen Jahres, als er in aller Stille sein 80. Lebensjahr vollendete, hatte er, allem äußeren Gepränge abhold, Feierlichkeiten und Ehrungen zu diesem Anlaß zu verhindern gewußt.

Seit mehreren Jahren war es mit seiner Gesundheit ohnehin nicht zum besten bestellt: Dennoch hatte er bis in die letzten Wochen zielstrebig gearbeitet, und mit einer Zähigkeit sondergleichen pflegte er seinem durch jahrelange Infektion geschwächten Organismus die letzten Leistungen abzuverlangen.

Zu Bamberg geboren, fühlte der nunmehr Heimgegangene sich zu jeder Zeit und bis ins lebendige Heute seiner Heimat engstens verbunden. Sein Großvater wirkte als Landtags- und Reichstagsabgeordneter; andere Angehörige seiner Familie hatten im Leben der Stadt einen achtenswerten Platz eingenommen. Durch die lebendige Auseinandersetzung mit den jeweiligen Gegenwartsfragen und durch die Aufgeschlossenheit für die Not der Stunde ist sein Leben für die alte Kaiser- und Bischofsstadt ein Teil eigener Geschichte geworden.

Sozusagen selbstverständlich hatte sich für ihn, nach Abschluß der gymnasialen Schulausbildung, die Entscheidung zum Priestertum als Beruf ergeben. An die Priesterweihe (28. 7. 1912) schlossen sich fast drei volle Jahre gewissenhafter und arbeitsreicher Seelsorgetätigkeit in zwei Pfarreien der Erzdiözese Bamberg an (bis zum 1. 8. 1915). Nach dieser praktischen Vorbereitung bot sich ihm die Möglichkeit der Weiterführung des Studiums an der Universität München. Man mußte M. Müller selbst aus jener Zeit erzählen hören, da er an der Allerheiligen-Hofkirche Benefiziumsverweser war und die letzten Jahre der bayrischen Krone aus nächster Nähe miterlebte. Daß seine Dissertation damals sich mit der »Lehre von der irregularitas ex defectu perfectae lenitatis bei den Glossatoren« befaßte, also mit einem kirchenrechtlichen Thema des Mittelalters, hat ihm den Weg in die Welt der Handschriften und zu den mittelalterlichen Autoren gewiesen, die sein späteres Schaffen befruchteten. Diese Promotionsschrift hatte versucht, Wesen und Wachstum der Irregularitas ex defectu perfectae lenitatis während der Zeit des klassisch-kanonischen Rechtes aufzudecken, und auf Grund des gewonnenen Materials deren Entwicklungsgang dargestellt. Die Beurteilung der Zufallstötung, die Tötung in der Notwehr, die Lehre vom Kriege, das Verhältnis der Irregularität zur Taufe erfuhren u. a. eine besondere Aufmerksamkeit. Auch die Frage der Ausübung von Blutgerichtsbarkeit durch Bischöfe wird dabei in das Licht gerückt.

Wenn er nach der Promotion (17. 7. 1920) von der Kirchenrechtswissenschaft abging, so war für ihn, wie er öfter zum Ausdruck brachte, die Tatsache bestimmend, daß die Geschichte der Moral anfänglich einer regio vasta oder einer terra incognita glich und daß es ihm im wesentlichen Sinne, wie er deutlich genug betonte, um Grundlagenforschung ging. So habilitierte er sich bei L. Ruland und wurde am 13. Februar 1924 Privatdozent an der Theologischen Fakultät der Universität Würzburg.

Sehr bald gewann Berühmtheit seine moraltheologisch-historische Studie über »Die Freundschaft des hl. Franz von Sales mit der hl. Johanna Franziska von Chantal« (erschien 1923 bei Kösel u. Pustet, München). Mehrfach wurde deren Neuauflage gefordert. Wenn er dem eindeutig widersprach, so hatte er seine eigenen Gründe, die sich ihm im Laufe der Jahrzehnte unter dem Einfluß der Zeitverhältnisse zu verdichten schienen.

Unterdessen (1. April 1927) Professor an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Bamberg geworden, drang er tiefer in das Geistesgut des hl. Franz von Sales ein. Es erschien 1933 das weit-

verbreitete Buch »Frohe Gottesliebe. Das Ideal des hl. Franz von Sales«, das dann zu Weihnachten 1968 nochmals in neuer Auflage herausgekommen ist und zuvor ins Französische, Englische und Spanische übersetzt worden war.

Der Verfasser war als Moraltheologe an die Arbeit herangegangen. So behandelt er einerseits die Grundsätze, auf denen der Kirchenlehrer aufbaut, andererseits die Lebensgestaltung, die dieser nach solchen Prinzipien entwirft. Es hatte lange schon umfangreiche und gediegene, dem Leben jedoch ferne wissenschaftliche Literatur zu diesem Thema gegeben; andererseits ging eine Menge von Erbauungsschriften ohne wissenschaftliche Tiefe und geistige Höhe unter dem Volke um. Beide Ziele zu vereinen war das Anliegen des Buches: Eine exakte Methode der Forschung und Einbau der fruchtbaren Auffassung des hl. Franz von Sales in Sittenlehre und Aszetik. Es war dies ein neuartiger Versuch auf dem Felde der theologisch-asketischen Literatur, der viel Zustimmung gefunden hat. Theologiestudenten aus damaliger Zeit, ebenso wie Ordensleute und Laien berichten, in welch hohem Maße diese Schrift ihnen Führer im geistlichen Leben geworden ist. Nicht weniger galt sie als Grundlage, auf welcher Exerzitenmeister und Kursleiter ihre Vorträge aufbauten.

Wenn man ihm trotz seiner langjährigen Beschäftigung mit dem Schrifttum des berühmten Bischofs von Genf vor Jahren dennoch von unzuständiger Seite seine Unzuständigkeit bescheinigen wollte, so nahm er das mit Sarkasmus zur Kenntnis, ohne sich weiter darüber aufzuregen. Die Bitternisse seines Gelehrtenlebens hatte er sowieso schon ziemlich früh verkosten müssen. Kein Geringerer als Martin Grabmann fand sich veranlaßt, ihm dies mit den Worten zu bescheinigen: »Man hat Ihnen viel Unrecht getan!«.

Seine Kenntnis des Franz von Sales fand schließlich auch ihren Niederschlag in den letzten Arbeiten seines Lebens. Nicht nur, daß er auf die »Frohe Gottesliebe« verweist. Hier konnte er aus dem Vollen schöpfen, z. B. für die »Grundlagen der katholischen Sexualethik«. In dem noch nicht veröffentlichten Bande, der sich mit Ehe und Jungfräulichkeit befassen sollte, zieht er dessen Ausführungen zur Darlegung der Lebens- und Liebesgemeinschaft der Ehegatten sehr stark bei. Desgleichen zur Besprechung der Einheit der Liebe. Er zitiert ihn als den »lebenskundigsten der modernen Heiligen« (Manuskript S. 6), dessen Kapitel über den Vollzug der Ehe in der Philothea schiere Prüderie später gestrichen habe. Mit dem entschiedenen Bekenntnis zur Wirklichkeit habe der Bischof von Genf eine Tat vollbracht, durch die er die zögernden Antworten seiner Vorgänger und Nachfolger weit überragt habe. Erst in den Aussagen des II. Vatikanischen Konzils über den ehelichen Akt als Ausdruck und Vertiefung der ehelichen Liebe habe diese Lehre Weltbedeutung erhalten. Franz von Sales gehe vom Wesen des Menschen und seiner natürlichen sowie übernatürlichen Gottbezogenheit aus. Er mache vollen Ernst mit dem Worte Christi, daß an der Gottes- und Nächstenliebe das »ganze Gesetz und die Propheten hängen«, also auch die Gattenliebe, die im ehelichen Akt ihre Sehnsucht nach der letztmöglichen Reinheit verwirkliche.

Daneben liefen ununterbrochen Arbeiten um die großen theologischen Autoren des Mittelalters. Wie es ihm zusammen mit A. M. Landgraf, seinem Kollegen, dem großen Erforscher der Frühcholastik und späteren Weihbischof, durch Jahre hindurch gelang, die Handschriften aus dem Ausland herzuschaffen, war eine eigene Sache: Groß war die Zahl der Handschriften des In- und Auslandes, die von ihm durchgesehen wurden.

So behandelte seine Studie »Ethik und Recht in der Lehre von der Verantwortlichkeit. Ein Längsschnitt durch die Geschichte der katholischen Moraltheologie« (1931 erschienen bei Habel, Regensburg) die vielfältige Problematik der Erfolgshaftung des »voluntarium in causa« und vor allem »die Überwindung der strafrechtlichen Imputationstheorie durch die scholastische Theologie und den vollen Sieg der ethischen Imputationstheorie«. Auf dem Gebiet der Bußdisziplin war die strafrechtliche Auffassung in der Moraltheologie eingedrungen. Auf der Höhe des Mittelalters im 12. und 13. Jahrhundert hatte man schließlich den Widerspruch mancher Kanones der Bußdisziplin gegenüber der ethischen Verantwortlichkeit erkannt. Die Erkenntnis der Konfliktsituation spornete zur Lösung an. Die Erfolgshaftung wurde verworfen, Kompromißtheorien gebrochen und der Weg zur ethischen Imputation freigemacht. An solcher ideengeschichtlicher Erforschung war dem Autor gelegen. Offenkundig genug liegt hier die Berührung mit der kirchlichen Rechtsgeschichte zutage. Sehr oft bezieht er sich auf Huguccio († 1210), wie denn bis in die letzten Lebensjahre seine Gedanken gern um diesen Dekretisten kreisten und um die Huguccio-Handschriften in der Staatlichen Bibliothek zu Bamberg.

Mit Erlaß vom 11. 4. 1939 war M. Müller in der Theologischen Fakultät der Universität Würzburg eine planmäßige außerordentliche Professur für Moral- und Pastoraltheologie, Homiletik und christliche Sozialwissenschaft übertragen worden. Eine Reihe von Schülern gesellte sich in der Würzburger Zeit ihm zu, von denen ein Teil bald selbst ein akademisches Lehramt übernehmen konnte. In dieser »universitas magistrorum et studentium« wirkte er 15 Jahre, bis er zum 1. Oktober 1954 entpflichtet wurde. Als jedoch zu Bamberg, wo er infolge der Kriegereignisse ununterbrochen seine Wohnung behielt, plötzlich die Vakanz des moraltheologischen Lehrstuhles durch

Präkonisierung seines Inhabers zum Erzbischöflichen Amte eintrat, stellte sich der Emeritus nochmals zur Verfügung und nahm vom 24. Mai 1955 für den Rest des Sommersemesters einen Lehrauftrag wahr.

In der Stille vieljährigen Quellenstudiums war unterdessen »Die Lehre des hl. Augustinus von der Paradiesesehe und ihre Auswirkungen in der Sexualethik des 12. und 13. Jahrhunderts bis Thomas von Aquin« herangewachsen und 1954 erschienen. Der Autor tut hier dar, daß die Lust als Begleiterscheinung der Vollendung des ehelichen Aktes Augustins Ideal vom Geistesmenschen widersprach, der mit der Kraft des Verstandes sein Leben plant und mit der Willensmacht die Entschlüsse verwirklicht: Der Ungehorsam gegen Gott habe die Sexualorgane dem Willen gegenüber unbötisch werden lassen. Das stoische Ideal der Apathie und der Lobpreis des von Gemütsbewegungen nicht beeinflussten, von der Vernunft geleiteten Mannes mochte Augustins Stellungnahme theoretisch untermauern. Praktisch erscheint die radikale Verwerfung der Libido bei dem Kirchenvater als extreme Reaktion auf die in der Jugend erlebte Urgewalt des Geschlechtstriebes.

Augustins Nachfolger seien auf dem von ihm gewiesenen Weg noch weitergegangen. Erst die Theologen der Hochscholastik im 13. Jahrhundert hätten die Unhaltbarkeit dieser Ideologie durchschaut und die Lust als in der Natur des Menschen verankert erklärt. Später, so führt der Autor im oben genannten Manuskript (S. 5) aus, habe Kardinal Kajetan die Eheleute ermahnt, für dieses Erlebnis »Gott Dank zu sagen«. Indessen hätten Augustins Auffassungen im Volksbewußtsein noch bis zum Beginn unseres Jahrhunderts weitergewirkt. Was M. Müller demzufolge so scharf herausgearbeitet hat wie bislang keiner, ist der Sexualpessimismus Augustins und seine Nachwirkungen. Vieles Anregungen für alle möglichen theologischen Untersuchungen wurden inzwischen durch diese Arbeit im In- und Ausland gegeben.

Es gebührt sich zu erwähnen, daß der besprochene Titel die Reihe der »Studien zur Geschichte der katholischen Moraltheologie« eröffnet hat. Seine Schüler steuerten die nächsten Beiträge bei: L. Brandl über die Sexualethik des hl. Albertus Magnus (inzwischen vergriffen); L. Königbauer über das Menschenbild bei Franz von Sales; J. G. Ziegler und B. Schöpf mit ihren Forschungen zur Ehelehre der Pönentialsommen von 1200-1350 und zum Tötungsrecht bei den frühchristlichen Schriftstellern bis zur Zeit Konstantins. Dieses von M. Müller gewagte wissenschaftliche Unternehmen ist inzwischen zu stattlicher Fülle herangewachsen, und wenige Tage vor seinem Tode konnte ihm der Verlag den 17. Band fertig vorlegen. Es blieb ihm stets ein Gegenstand besonderer Sorge bis in seine letzten Wochen. Wer die Gesetze der wissenschaftlichen Sauberkeit nicht beachten wollte oder beachtete, konnte vor ihm begreiflicherweise nicht bestehen, wer immer er sein mochte. Es ging ihm aber bei der Aufnahme neuer Titel nicht nur um die Gedeihenheit der Arbeit, sondern auch um die scharfe Einhaltung der Grundkonzeption. In bisweilen langwierigem Abwägen entschied er, was nicht mehr und was noch nicht in den Rahmen der Reihe gehörte.

Bis in die Gegenwart ist die Sammlung für die Veröffentlichung von Dissertationen und Habilitationsschriften aus aller Welt bevorzugt gewählt worden: Ein Zeugnis für das Ansehen, das ihr inzwischen zugewachsen ist. So weitreichendes Wirken rechtfertigt, daß er »Altmeister der moralgeschichtlichen Forschung« genannt wurde.

Eine der letzten Früchte des langjährigen Schaffens stellte das im Jahre 1968 erschienene Buch »Grundlagen der katholischen Sexualethik« dar. Eine Masse von empfehlenden und begeistert zustimmenden Besprechungen hatte es gefunden. Einschränkungen und Ausstellungen waren geringfügig. Die Schrift wollte mehr bieten, als der Titel sagte. Sie ist, wie ein hochgestellter Akademiker schrieb, »kein Lehrbuch«, sondern ein »prallgefülltes Lebensbuch«. Nach der Intention des Autors sollte es für die geplanten Aufklärungsbestrebungen Richtung weisen und Materialquelle sein und somit nicht nur den Weg in die Fachtheologie, sondern ebensosozial in viele Laienkreise finden. In diesem Zusammenhang sei von den kleineren Arbeiten noch die Studie »Ein sexualethisches Problem der Scholastik« (Divus Thomas 12, 1934, 442-497) vermerkt, sowie die im gleichen Jahr erschienene Untersuchung »Der hl. Albertus Magnus und die Lehre von der Epikie« (Divus Thomas 12, 1934, 165-182). In letzterer bringt er eines seiner Hauptanliegen zur Darstellung und zeigt an den von Aristoteles und Albert angeführten Beispielen »eine Mehrforderung gegenüber der legalen Gerechtigkeit als Ergebnis der Epikie«. Diese steht also »im Dienste des Idealismus, nicht etwa der Bequemlichkeit« (S. 181 f.).

Zwei Tage vor seinem Tode erklärte er einem Besucher, daß sein letztes Werk sich mit der Tugend der christlichen Hoffnung befaße und nahezu fertig sei. Zum Ausgang des Krieges hatte er bereits (Februar 1945) in den Feldunterrichtsbriefen der Theologischen Fakultät der Universität Würzburg das Thema »Der Ewigkeitsgedanke in der christlichen Hoffnung« behandelt. Daneben waren von ihm lange schon Gedanken über die Jenseitshoffnung im Lichte der Offenbarungsreligion, über die Weltanschauung ohne Jenseitshoffnung, über die Tugend der Hoffnung im Neuen Testament u. a. konzipiert worden. Mit diesem Buch wollte er, wie er gelegentlich bemerkte, im Sinne eines Bekenntnisses sein Wirken beschließen.

Überblickt man dieses Gelehrtenleben, so erweist es sich als vorbildlich durch die wissenschaftliche Exaktheit und geradlinige Haltung. Führend in der moralgeschichtlichen Forschung, hat er gleichzeitig in einem Maße, wie es nicht vielen verstattet ist, in Vergangenheit und Gegenwart nicht wenigen Menschen Wege zur »Freude im Herrn« gewiesen.

Wenn schließlich etwas näher auf den Menschen M. Müller eingegangen werden soll, so sei zunächst sein Wesen als Weggenosse hervorgehoben. So wie er den guten Weggenossen suchte, gab er sich Mühe, selbst dessen Bilde zu entsprechen, und arbeitete an sich, wo er sein Versagen entdecken zu müssen glaubte.

Besonders e i n e Funktion wollte er indessen ausüben, die eigentlich auf alle andern übergriff: Er war Lehrer aus innerster Berufung und wollte es in allem sein. Freilich nicht nur im Sinne des Didaskalos, sondern eher in dem des Paidagogós, und näherhin – es mag dies in einer gewissen Abwandlung des patristischen Wortes gelten – im Sinne des Paidagogós eis Christón.

So wie er sich bis zum Ende die Arbeitsfähigkeit erhalten hatte, stand ihm bis in die letzte Zeit, wie mehrfach anerkannt, ein lebendiger, treffsicherer und exakter literarischer Stil zu Gebote. Darüber hinaus hatte er sich im L e b e n den Stil des Vornehmen bewahrt und nicht zuletzt deswegen blieb sein Wort bei Fachkollegen geschätzt. So war er auch früh schon sehr oft von den Vorstehern der Kirche zu Rate gezogen worden. Nicht selten hatte er hier rückhaltlos offen seine Überzeugung geäußert, die ebenso wenig übelgenommen wie mißachtet wurde.

Sein Andenken wird bleiben als das eines
»Vir nobilis«.